



## 10 MONATE UND MEHR ALS 100 GESCHICHTEN CHRISTEL FRICKE

---

Christel Fricke studierte Philosophie und Romanistik an der Universität Heidelberg. Dort hat sie auch ihre Promotion und Habilitation im Fach Philosophie abgeschlossen. Seit 2003 ist sie Professorin für Philosophie an der Universität Oslo. Von 2007 bis 2010 war sie Leiterin des multidisziplinären Centre for the Study of Mind in Nature. Sie ist Mitglied der Norwegischen Akademie der Wissenschaften und der Königlich Norwegischen Wissenschaftlichen Gesellschaft. Lehr- und Forschungsaufträge führten sie an die University of Cambridge (UK), Columbia University (USA), Universidade Federal do Rio Grande do Sul (Brasilien), Emory University (USA), Australian National University, Pontificia Universidad Católica de Chile, University of Chicago (USA), University of Oxford (UK), Humboldt-Universität (Deutschland) und University of Arizona (USA). Ihre Arbeitsschwerpunkte liegen in der Moralphilosophie und ihrer Geschichte. Sie hat u. a. Bücher und Aufsätze über Kant und seine Vorgänger und Zeitgenossen sowie über die schottische Tradition des moralischen Sentimentalismus publiziert. Sie interessiert sich insbesondere für Adam Smith; dessen moralischer Sentimentalismus ist für sie eine wichtige Inspirationsquelle geworden. Am Wissenschaftskolleg hat sie an einem Buch geschrieben, Arbeitstitel: „Responding to Moral Wrongdoing: A Conversational Approach“. – Adresse: IFIKK, University of Oslo, PO Box Blindern, 0315 Oslo, Norwegen. E-Mail: [christel.fricke@ifikk.uio.no](mailto:christel.fricke@ifikk.uio.no).

Als sich im März 2020 auch in Europa die Covid-19-Pandemie ausbreitete und die Universitäten schlossen, um bis auf Weiteres Vorlesungen und Seminare nur noch online zu erlauben, mussten alle, die für das akademische Jahr 2020/2021 als Fellows an das

Wissenschaftskolleg zu Berlin eingeladen worden waren, bangen; bestand doch die Gefahr, dass das langfristig geplante Forschungsjahr der Pandemie zum Opfer fallen würde. Erst Ende Mai wurde die Einladung bestätigt. Ich war erleichtert, hatte ich da doch schon drei Monate allein in meiner Osloer Wohnung am Schreibtisch verbracht; die Aussicht auf ein ganzes Jahr der Forschungsfreiheit in Isolation erschien mir wenig verlockend, zumal in Oslo auch der Zugang zu Bibliotheken sehr eingeschränkt war.

Was mich in Berlin erwartete, war sehr ungewiss. Es bestand kein Anlass zu der Hoffnung, dass die Fellows sich – wie damals die von Giovanni Boccaccio in seinem *DeKameron* beschriebene Adelsgesellschaft – auf einer pandemiefreien Insel würden isolieren können, um vor Ansteckung und Tod geschützt zu sein. Isolation ist schließlich nicht der Zweck eines Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg, und es geht auch nicht darum, sich an feinen Speisen und Weinen zu ergötzen und sich mit dem Erzählen von Geschichten spielerisch die Zeit zu vertreiben. Im Rückblick erscheinen mir nun aber die zehn Monate, die ich am Wissenschaftskolleg verbrachte, wie ein Aufenthalt auf einer wenn nicht der Pandemie, so doch dem akademischen Tagesgeschehen entrückten Insel. Das Leben auf dieser Insel bot trotz der unvermeidlichen Verpflichtung zu sozialem Abstand immer noch hinreichend oft Gelegenheit zu persönlichen Gesprächen. Es wurde zwar viel gearbeitet, aber es ergab sich auch immer wieder die Gelegenheit, einzelne Kolleginnen und Kollegen zu treffen oder in kleinen Gruppen zusammenzukommen und zu diskutieren. Bisweilen – und vor allem gegen Ende des Aufenthalts – war es sogar möglich und erlaubt, bei diesen Gesprächen gemeinsam zu essen und Wein zu trinken.

Der Anfang war hoffnungsvoll; die Fellows hatten Gelegenheit, einander persönlich kennenzulernen. Als bald aber wurde das Zusammenkommen Schritt für Schritt eingeschränkt. Als zwei von ihnen erkrankten, wurden alle weiteren Treffen und gemeinsamen Mittagessen auf unbestimmte Zeit abgesagt. Einige Fellows ergriffen daraufhin die Flucht in heimatliche Gefilde, um der Seuche im Kreis ihrer Lieben zu trotzen; fortan erschienen sie nur noch zweidimensional auf den Bildschirmen und auch nur noch dann, wenn Zoom-Vorträge stattfanden. Selbst nachdem die erkrankten Fellows wieder genesen waren, durften wir nicht zu mehr Geselligkeit zurückkehren. Allen potenziellen Besucherinnen und Besuchern wurde bis auf Weiteres jeder Zugang zum Wissenschaftskolleg verwehrt.

Wie ließ sich das Beste aus dieser merkwürdigen Lage machen? Vor mir lagen viele Monate, in denen ich mich meiner eigenen Arbeit in ungewohnter Ungestörtheit widmen konnte. Es gab keine akademischen und auch keine gesellschaftlichen Verpflichtungen.

Stattdessen stand uns ein vorzüglicher Recherche- und Bibliotheksservice zur Verfügung; ein Team hoch kompetenter Bibliothekarinnen und Bibliothekare sorgte dafür, dass trotz der grassierenden Pandemie der Zugang zu Bibliothekssammlungen erhalten blieb.

Ich war mit einem Buchprojekt angereist, das schon erste Gestalt angenommen hatte. Aber es erwies sich, dass diese Gestalt noch zu kümmerlich war. Ich entschloss mich zu einem Neubeginn. Nicht zuletzt unter dem Eindruck eines gegenwärtig laut vernehmlichen Rufes nach evolutionären Erklärungen von Moralität und dem drängenden Einfluss der am Wissenschaftskolleg zahlreich versammelten Evolutionsbiologinnen und -biologen versuchte ich mich zunächst an einer evolutionären Erklärung des Ursprungs von Moralität. In der Auseinandersetzung mit ebendiesen Biologinnen und Biologen (insbesondere mit Ben Oldroyd, Madeleine Beekman und Michael Cant) sowie mit den Fachgenossinnen Corinna Mieth und Ge(sang) Wang wurde mir aber klar, dass ich nach den Ursprüngen wenn nicht der Moralität, so doch des Bedürfnisses nach ihr weniger in der Biologie als in der Sozialpsychologie zu suchen hatte (die natürlich ihre eigenen biologischen Grundlagen hat). Das „Urvertrauen“ wurde das zentrale Stichwort meines zweiten Anfangs, ein Vertrauen, das neben einer moralischen auch eine epistemische Komponente hat. Mit dem Urvertrauen verbunden ist eine besondere Art der moralischen Verletzlichkeit. Die natürliche Disposition, ein Vertrauen dieser Art zu erwerben, ist wohl auch bei nichtmenschlichen Tieren zu finden – jedenfalls bei den ugandischen Erdmännchen, über deren Sozialverhalten Michael Cant so kenntnisreich zu berichten wusste. Mit der These, dass ein dem Überleben einer Gruppe förderliches Sozialverhalten von Tieren, wie es ein Evolutionsbiologe wie Michael beobachtet, noch kein Indiz für die Wirklichkeit einer moralischen Praxis ist, weil für Letztere so etwas wie die Anerkennung von moralischen Normen erforderlich ist, konnte ich Michael nicht überzeugen – aber sie ist ja auch unter Philosophinnen und Philosophen umstritten. Immerhin bin ich über diesen zweiten Neuanfang in den zehn Monaten am Wissenschaftskolleg deutlich hinausgekommen – offenbar ist auch hier die Zehn noch eine Glückszahl.

Von den Fellows, die mit Kindern angereist und während der uneingeschränkten Kontaktsperre am Wissenschaftskolleg verblieben waren, war leider monatelang wenig zu sehen. Kein Wunder, dass die Mitglieder der munteren Gesellschaft, von der Boccaccio berichtet, alle sehr jung waren und noch keine Familien gegründet hatten. Am Wissenschaftskolleg waren es diejenigen, die entweder ohnehin allein waren oder fern ihrer Lieben ausharren mussten, die ein neues Familienkonstrukt erfanden, um sich in den neu gebildeten Kleinfamilien – und im Rahmen der gesetzlichen Vorschriften – doch ab und

zu treffen zu können, nicht zuletzt, um sich zu vergewissern, dass sie nicht die einzigen Überlebenden der weiter grassierenden Pandemie waren. Ich war besonders dankbar für diese Konstruktionsarbeit, war ich doch weitgehend allein in der Villa Jaffé verblieben – hochherrschaftlich, aber bisweilen grabesstill, vor allem während der langen und unheimlich kalten Wintermonate.

Zu den besonders erinnernswerten Diskussionen gehören aus meiner Sicht diejenigen mit George Lewis und Miya Joan Masaoka, Shamil Jeppie, Munem Wasif und Shahnaz Zarin Sattar (oder besser gesagt Reetu) über Kunst, WEIRD societies, Rassismus und den Trend zu Wortbildungen mit der Vorsilbe „Afro“. Sollten wir von „Afrodeutschen“, „Afroengländern“ und „Afroeuropäern“ sprechen? Oder doch lieber von „Afropeans“ oder „Afropäern“ und dann konsequenterweise nicht von „Afroamericans“, sondern von „Afrocans“? Und was wären die entsprechenden Versionen von „Afrodeutschen“ und „Afroengländern“? Was wäre ein Deutscher oder eine Deutsche, die nicht zu den Afrodeutschen gehört? Sollten wir von Deutschdeutschen sprechen? Und wenn ja, bewegten wir uns dann im Kreis? Oder sollte ich als Philosophin nicht zu streng auf systematischer Konsistenz in der Begriffskonstruktion beharren? Nun, die „Afrodeutschen“ gibt es längst. Die begrifflichen Anschlussfragen sind vorläufig ungeklärt. Allerdings, ob die Afrodeutschen mehr als ich selbst mit dem afrikanischen Kontinent zu tun haben, das möchte noch die Frage sein. Ich kann, was Afrika betrifft, bisher nur eine private Reise nach Marokko ins Feld führen. Dabei ist der allgegenwärtige Rassismus – zum Opfer wurde sogar ein Fellow unseres Jahrgangs, und das auch noch auf dem Gelände des Wissenschaftskollegs – ein großes Übel. Es ist möglicherweise ein spezifisch menschliches Übel, denn Rassistinnen und Rassisten fügen ihren Opfern nicht nur sozioökonomische, sondern auch und vor allem moralische Wunden zu. Unter den nichtmenschlichen Tieren dürfte so etwas wie Rassismus eher selten auftreten, wenn überhaupt. Zu einem moralischen Universalismus wird sich wohl kein nichtmenschliches Tier bekennen oder gar verpflichtet fühlen.

Der Verdacht tauchte auf, ob nicht der große Philosoph Immanuel Kant selbst zur Verfestigung dieses Übels beigetragen haben könnte – ebenso höflich wie nachdrücklich artikuliert von Alex Bevilacqua. Die ehrwürdige Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften hatte zu dieser Frage eigens eine öffentliche Diskussion organisiert. Diese wurde am Wissenschaftskolleg fortgesetzt – interdisziplinär und nicht mit alleinigem Fokus auf Kant. Meiner Ansicht nach lässt sich der genannte Verdacht nicht wirklich entkräften – wobei Kant wohl weniger persönlich ein Rassist war als überzeugt von

der kulturellen Überlegenheit der Weißen. Hätte er Boccaccio gelesen, wäre er allerdings noch skeptischer geworden, als er es ohnehin schon war, was die tatsächliche Bereitschaft zum Triebverzicht im Namen der Vernunft betrifft. Die Evolutionsbiologinnen und -biologen dagegen, insbesondere jene, die die Menschen für lediglich eine weitere Art von Affen halten, hätten an Boccaccios Geschichten ihre Freude gehabt – jedenfalls an den ersten neunzig Geschichten. Nur auf die letzten zehn hätte ich mich berufen können, die ich der Veraffung des Menschen dessen Fähigkeit entgegenzusetzen bemüht bin, um eines moralischen Ideals willen Triebverzicht zu leisten – die Fähigkeit und die Bereitschaft, diese in die Praxis umzusetzen, sind dabei natürlich zu unterscheiden. Das moralisch gute Handeln lässt sich nicht auf das Handeln reduzieren, für das die Gesellschaft, zu der die Handelnden gehören, keine Sanktionen vorsieht. Dies gilt so lange, wie die gesellschaftlichen Ordnungen den moralischen Idealen der universalen Gleichheit und Gerechtigkeit nicht genügen – also immer und überall.

Zu den besonders vergnüglichen Episoden gehörten auch die Diskussionen und Ausflüge mit Ève Chiapello. Bei einem Abendessen im Kreis der unfreiwillig Vereinzelten kam es zu einem Gespräch über Poesie. Auf Anregung der Soziologin Jaeun Kim beschloss die kleine Gesellschaft, einen südkoreanischen Film mit dem (englischen) Titel *Poetry* anzusehen. Die Protagonistin dieses Films wagt sich mit der These hervor, dass es zum Dichten genau zweier Talente bedarf: der Liebe zu den Blumen und der Neigung, eigenartige Dinge zu sagen. Andreas Dorschel hätte wohl Anlass gehabt, Tragikomik zu diagnostizieren.

Mit dem späten Frühling wurde auch die Tradition der offiziellen gemeinsamen Abendessen wieder aufgenommen – für diese ist das Wissenschaftskolleg eigentlich berühmt, unser Jahrgang musste auf viele verzichten. Dann aber konnten die Fellows sich durchaus an die Gesellschaft des *DeKameron* erinnert fühlen. Donnerstags abends wurden auf der Terrasse die Tafeln mit schneeweißem Linnen gedeckt, blinkende Trinkgläser standen umher, und alles war mit Zweigen und Blüten zierlich geschmückt. Köstliche Speisen wurden aufgetragen und der Tisch mit edlen Weinen bestellt, alles unter der Anleitung von Dunia Najjar, die darauf bedacht war, die besonderen diätetischen Wünsche der Fellows genau zu erfüllen, ganz unabhängig davon, ob diese nun ethische oder medizinische Gründe hatten. Gerade viele der Evolutionsbiologinnen und -biologen fühlten sich verpflichtet, auf den Verzehr toter Tiere – wenn nicht gleich aller tierischen Produkte – zu verzichten, obwohl ein Mensch, wenn er oder sie doch nur ein Affe ist, solche ethischen Gründe wohl schwerlich anerkennen kann.

Wiederum waren es die Tischgespräche, die Anlass für einige Heiterkeit boten. Michael Cant erklärte den Unterschied zwischen einem Elefanten (sehr intelligent) und einem Rhinoceros (sehr dumm) mit dem ihm eigentümlichen englischen Humor. Auch einige der Permanent Fellows des Wissenschaftskollegs standen für wunderbar inspirierende Gespräche zur Verfügung. Dieter Grimm, Lorraine Daston, Luca Giuliani und natürlich Barbara Stollberg-Rilinger bereicherten die Gruppe der Fellows auf das Trefflichste.

Ende Juni wurden alle Fellows hinauskomplimentiert, obwohl draußen in der Welt die Pandemie immer neue Virusvarianten hervorbrachte. Im Rückblick erscheint mir der Aufenthalt wie das Stranden auf einer Zauberinsel der Gelehrten. Anfängliche Bedenken zerstreuten sich alsbald. So viel Muße, so viel Zeit zum Lesen und Nachdenken, so viele Gelegenheiten zu ausführlichen Gesprächen über Affen und Menschen, über Moral und Gesetz, über soziale Ordnungen und moralische Utopien war nie – und wird wohl für mich so nie wieder sein.

Ich hatte keinen Schutz vor der Pandemie erwartet und fand mich erfreulich unbehelligt von den Einschränkungen, die uns auferlegt wurden. Wohlweislich hatte ich schon vor meiner Ankunft alle Reisepläne aufgegeben. Die draußen grassierende Pandemie zwang mich nicht nur zum Rückzug. Im Gegenteil, sie schützte mich auch vor jedem akademischen Aktionismus. Ohne sie wäre ich nie zu einer solchen Ruhe und Konzentration gekommen. Ich hätte Vorträge gehalten und wäre zu Konferenzen gereist. Nie hätte ich die Lust und Freude an der erzwungenen Ortsfestigkeit erlebt, die mir der Aufenthalt am Wissenschaftskolleg schließlich bereitete. Großer Dank an alle neu gewonnenen Freundinnen und Freunde, an Barbara Stollberg-Rilinger und das ganze Wissenschaftskollegs-Team, die mir den Aufenthalt so angenehm und ertragreich gemacht haben.

Zum Abschluss will ich doch einmal Boccaccio zu Wort kommen lassen:

Wie in hellen Nächten die Sterne den Himmel und im Frühling die Blumen den grünen Anger zieren – zuständig für die Sterne war Anna Frebel, zuständig für die Blumen und ihre Bestäubung war Marcelo Aizen, auch sie sind Freundin und Freund geworden –, so gereichen gute Sitten und wissenschaftliche Diskussionen nicht nur zum allgemeinen Nutzen, sondern auch zum Schmucke des persönlichen Lebens. „Denn gute Geschichten können uns immer förderlich sein, und darum soll man ihnen immer aufmerksam zuhören, wer immer auch der Erzähler [oder die Erzählerin] ist.“